



«Ich lerne dank Unterschieden, denen ich mich aussetze, nicht dank Gleichheiten, deren ich mich versichere», sagt Elif Shafak.

LEONARDO CENDAMO/GETTY

Frau Shafak, Sie könnten Wörter schmecken, haben Sie einmal gesagt. Welchen Gout hat für Sie das Wort «Religion»? Ups, das ist eine toughie Frage. Hm. Lassen Sie mich nachdenken. Wie schmeckt dieses Wort? Doch, ja, nun habe ich es: Es schmeckt gar nicht. Oder ich bin jedenfalls für seinen Geschmack nicht empfänglich.

Warum nicht?

Nun, ich bin nicht neutral in dieser Frage, ganz und gar nicht. Ich bin, um es freundlich zu sagen, nicht gerade versessen auf organisierte Religionen aller Art. Ich halte den religiösen Kollektivismus sogar für gefährlich. Er trennt, das gehört zu seinem Naturell, die Menschen in «wir» und «sie». Er hetzt sie gegeneinander auf.

Sie sind zusammen mit Ihrer Mutter im Hause Ihrer Grossmutter in Istanbul aufgewachsen, die eine fromme Person war. Sie selber aber sind gar nicht religiös?

Nein. Ich bin überhaupt nicht religiös. Null. Meine Grossmutter war religiös im traditionellen Sinne, sie befolgte die Regeln des islamischen Lebens, weil dies dazugehörte. Doch war sie – wie auch meine säkular eingestellte Mutter – eine sehr eigenständige, mutige Frau. Sie hat mich unterstützt und hat mir, obwohl sie selbst über keine wirkliche schulische Bildung verfügte, den Wert einer guten Ausbildung aufgezeigt. Zugleich hat sie mir beigebracht: Für Mut und Weisheit gibt es kein Diplom, und es braucht hierfür auch keines. Mut und Weisheit sind Haltungen, die auf ureigenen Lebensentscheidungen beruhen.

Aber ein wenig spirituell sind Sie schon? Individuelle, persönliche spirituelle Reisen wecken mein Interesse als Schriftstellerin, im Gegensatz zu institutionalisierten Religionen. Das sind gänzlich unterschiedliche Dinge. Ich würde es so sagen: Ich bin jemand, der gleichermaßen fasziniert ist von säkularem Glauben und rationalem Zweifel. Auf dieses «und» kommt es mir an. Glaube und Zweifel gehören zusammen, sie bedingen einander.

«Wenn ich immer in meiner Komfortzone bleibe, komme ich nicht weiter»

Sie zählt zu den systemkritischen Stimmen der Türkei. Sie gibt in ihren Romanen denen eine Stimme, die sonst keine haben. Und sie prangert die Ungleichheiten an, die auch im Westen bestehen. René Scheu hat mit Elif Shafak über Meinungsfreiheit gesprochen – und über das Urvertrauen in das Leben

Was wäre denn Glaube ohne Zweifel? Dogma. Und Dogmen sind gefährlich. Und Zweifel ohne Glauben wäre Verzweiflung. Denn als Menschen brauchen wir den Glauben – den Glauben ans Leben, das Vertrauen ins Leben. Ohne diesen Glauben könnte ich keine einzige Geschichte schreiben. Denn ich weiss nie im Voraus, wohin mich eine Geschichte führt. Ich verlasse mich in sie und beginne zu schreiben, weil ich darauf vertraue, dass sie zu einem guten Ende kommt.

Sie bringen mich auf einen Gedanken – einen theologischen Gedankengang. Der Genfer Reformator Calvin, der ein ziemlich intoleranter Typ war, hat einmal geschrieben: «Finitum non capax infiniti», der endliche Mensch ist des unendlichen Gottes nicht fähig. Wer also im Namen Gottes spricht, hat Gott immer schon verfehlt – oder besser: ver-raten. Wäre das ein Gottesbegriff, mit dem Sie etwas anfangen können?

So kann man es sehen: Gott ist so weit weg, dass niemand seiner habhaft werden kann. Aber am Ende nehmen die einen für sich in Anspruch, Gott doch näher zu sein, ihn doch besser zu kennen als die anderen. Und die Glaubenskämpfe zwischen «wir» und «sie» beginnen wiederum. Ein anderer Ausgangspunkt ist mir lieber. Das ist jetzt zwar etwas seltsam, dass wir hier eine theologische Diskussion führen ...

... aber halten Sie sich nicht zurück, ich bin gespannt.

Es handelt sich um ein Gedankenexperiment, das christliche, jüdische und muslimische Mystiker pflegten: Jeder Mensch hat einen göttlichen Funken in sich, auf dessen Suche er sich begibt. Und dieser Funke beziehungsweise diese Suche ist es, was zugleich alle Menschen miteinander verbindet. Alle gehören zum selben Kreis, alle sind miteinander verbunden, niemand ist besser oder höher als ein anderer, niemand ist ausgeschlossen.

Ich sehe, Sie lieben beides – das dialektische Denken und die grosse Synthese. Das Problem ist natürlich: Wenn nicht

alle haargenau so denken, kommt es nie zur grossen versöhnten Menschheit. So ist es wohl. Darum ist es besser, die Menschen emanzipieren sich von religiösen Glaubenssystemen, auf welchen Prämissen diese auch immer beruhen.

Sicher? Ich bin in einem kulturprotestantisch geprägten Elternhaus in der Nähe von Zürich aufgewachsen. Und da war immer klar: Wer nicht am eigenen Glauben zweifelt, hat keinen echten Glauben.

Wie wahr! Aber wer denkt – wer glaubt – so? Dabei ist der Gedanke eigentlich ganz einfach: Es ist ja völlig zufällig, in welchem kulturellen Kontext jemand aufwächst. Wäre er in einem anderen Elternhaus oder gar in einem anderen Land geboren, hätte er einen anderen religiösen Entwurf. Nur wer immer auch am Konstrukt des eigenen Glaubens zweifelt, kann wachsen, seinen Glauben vertiefen und zugleich vom Glauben anderer lernen. Ein wirklich gläubiger Mensch kann insofern nie arrogant sein. Wenn er es ist, nun, dann glaubt er nicht wirklich.

Sie haben Vertrauen ins Schreiben. Es war da, bevor Sie zu schreiben begannen, sonst hätten Sie mit dem Schreiben nie begonnen. Woher, denken Sie, kommt dieses Urvertrauen?

Ich liebe Wörter. Ich liebe Geschichten. Ich liebe es, Geschichten zu erzählen. Wenn ich vor dem leeren Bildschirm sitze und mit einer neuen Geschichte beginne, dann spüre ich dieses Vertrauen in mir. Es kommt nicht von ungefähr, es kommt von meinen Mitmenschen. Sie sind so unterschiedlich, sie leben so unterschiedlich, und doch teilen wir eine Welt. Ich kann von ihnen lernen, sie können von mir lernen, wir können voneinander lernen, wenn wir demütig sind.

Haben Sie zuweilen das Gefühl, die Welt sei verrückt geworden? Ja, das Gefühl kenne ich.

Es ist nicht immer klar, wo die Verrücktheit nun genau liegt – in der Welt selbst oder in der Beschreibung der Welt. Wel-

ches Verhältnis haben Sie zu Nachrichten und News?

Ein vorbelastetes. Wir werden mit News täglich bombardiert. Bis vor kurzem wiegen wir uns in der Illusion, dass mehr Information zu besseren Entscheidungen führen würde. Diese Illusion ist zerplatzt. Den News-Konsum reduziere ich deshalb auf ein Minimum. Und ich unterscheide zwischen Information, Wissen und Weisheit. Vom Ersten gibt es viel zu viel, vom Zweiten zu wenig und vom Letzten weniger als zu wenig.

Was ist Information?

Da geht's um zwei Dinge: Schnelligkeit und Konsum. Wir leben in einem permanenten Informationsfluss. Je mehr wir konsumieren und je schneller wir dies tun, desto mehr verschwimmt alles und desto hungrier sind wir nach noch mehr Information. Es ist, als wären wir auf einer Auholjagd, die wir bereits verloren haben. Wir agieren nicht mehr, wir reagieren bloss noch. Wir plaudern nach, wir wiederholen. Was wir stattdessen brauchten, ist eine Entschleunigung. Zeit, um nachzudenken, zu hinterfragen, zu verarbeiten.

Und Wissen – was meinen Sie damit genau?

Das sind Erkenntnisse, die wir gewinnen. Sie kommen nicht von Clips oder Headlines, wir gewinnen sie durch die Beobachtung der Welt, durch die Gespräche mit Menschen und durch die Lektüre von Büchern. Guten, alten Büchern.

Wir sind mit den Begriffsdefinitionen fast durch. Was ist Weisheit? Das ist ein grosses Wort, zudem eines mit leicht esoterischem Beigeschmack.

Keine Spur davon! Das ist lebenspraktisches Wissen, wenn Kopf und Herz zusammenkommen. Das ist emotionale Intelligenz, empathisches Handeln. So viel Wissen und Weisheit wie möglich, nur so viel Information wie nötig; Ich denke, das ist eine kluge Alltagsregel, die wir gerade erst zu beherzigen lernen.

Sind Sie, wenn Sie schreiben, in einem unendlichen Monolog mit sich selbst?

Ich bin viele. Und ja, alle diese Stimmen, die ich bin, die intellektuelle, die emotionale, die manchmal zynische, die lebenszugewandte reden unablässig zueinander. Wenn ich Geschichten erfinde, kann ich sie alle zum Sprechen bringen, ohne dass ich eine einzige von ihnen zum Schweigen verurteilen muss. In dieser Zeit fühle ich mich voll und frei. Deshalb, glaube ich, geht es in der Kunst um Freiheit. Es ist die Freiheit, ganz man selbst zu sein, das heisst: die tausend Ichs, die jeder von uns ist.

Was assoziieren Sie mit dem Wort Stille – wie wichtig ist sie für Ihr Schaffen?

Ich kann im grössten Lärm schreiben. An der Stille interessiert mich etwas anderes. Ich denke, ich habe ein Gehör für das Stillschweigende, das Verschwiegene, das Zum-Schweigen-Gebrachte, die Tabus. Ich möchte meine Stimmen jenen leihen, die keine Stimmen haben in unserer Gesellschaft.

Wer ist das?

Die Marginalisierten.

Sind nicht sie es, die in den Medien oft schreien?

Nein. Sie sind verstummt. Ich habe mich seit dem Beginn meines Schreibens nie ums Zentrum gekümmert, sondern stets um die Ränder, die Randgänger, die Randständigen. Sie haben Geschichten zu erzählen, die wir für gewöhnlich nicht hören, weil wir sie nicht hören wollen.

Interessieren Sie sich also für eine bestimmte Art von Literatur, fokussieren sich auf sie und lassen alles andere weg?

Das wäre ein grosses Missverständnis. Meine Lektüreliste ist höchst eklektisch, ich bin eine überzeugte Verfechterin der Interdisziplinarität in jeder Hinsicht. Ich lese Fiction und Non-Fiction. Philosophie, vor allem politische Philosophie, aber auch Kochbücher, Neurowissenschaften, Religionsgeschichte, Westliches und Östliches, Hochkultur und Populärkultur. Ich lese alles, was mir zwischen die Finger kommt.

Das tun Sie, weil Sie unendlich neugierig sind?

Ich halte den religiösen Kollektivismus für gefährlich.

Er trennt, das gehört zu seinem Naturell, die Menschen in «wir» und «sie». Er hetzt sie gegeneinander auf.

Ich tue es, weil ich unendlich lernbegierig bin. Wenn ich immer nur in meiner Komfortzone bleibe, dann komme ich nicht weiter. Wenn ich nur Literatur lese und mich nur mit Leuten abbe, die das Gleiche lesen, dann lerne ich nichts im Leben. Dann wird meine Welt ganz klein, dann wiederholt sich alles, dann höre ich überall nur Echos. Ich lerne dank Unterschieden, denen ich mich aussetze, nicht dank Gleichheiten, deren ich mich versichere.

Sie spielen auf die Echokammern in den sozialen Netzwerken an. Würden Sie so weit gehen, zu sagen, diese Netzwerke seien ein Übel?

Sie haben wie der Mond eine dunkle Seite, die wir lange nicht sehen wollten. Wir haben eine Art von digitalem Romantizismus gepflegt, als würden uns die neuen Kommunikationstools im digitalen Zeitalter als Menschheit zusammenbringen. Wie wir heute wissen, haben sie genau das Gegenteil bewirkt: Sie verfestigen Identitäten, statt sie zu durchlöchern, sie fördern mentale Verhärtungen, statt sie zu lockern. Stammesdenken und Hassrede sind en vogue wie lange nicht mehr.

Das ist die eine Seite. Sie sind in der Türkei sind längst von oben gesteuert, Recep Erdogan hat die Meinungsfreiheit abgeschafft. Die sozialen Netzwerke erlauben eingeschüchterten und unterdrückten Menschen in der Türkei, sich untereinander zu verbinden, sich zu organisieren – und zu begreifen, dass sie nicht allein sind mit ihren Erfahrungen. Das stärkt ihren Durchhaltewillen und gibt ihnen Hoffnung.

Ja, Sie haben recht: Dort gibt's auch eine helle Seite der sozialen Netzwerke. Denn alle klassischen Medien in der Türkei sind längst von oben gesteuert, Recep Erdogan hat die Meinungsfreiheit abgeschafft. Die sozialen Netzwerke erlauben eingeschüchterten und unterdrückten Menschen in der Türkei, sich untereinander zu verbinden, sich zu organisieren – und zu begreifen, dass sie nicht allein sind mit ihren Erfahrungen. Das stärkt ihren Durchhaltewillen und gibt ihnen Hoffnung.

Hannah Arendt, die Sie sehr schätzen, hat den Begriff der Verlassenheit geprägt. Sie umschreibt damit die Situation der Menschen in totalitären Regimen: Es gibt nur noch die einzelnen Menschen

und den Staat, die sich gegenüberstehen, ohne vermittelnde zivilgesellschaftliche Instanzen. Taugt diese Analyse auch für die digitale Gegenwart?

Eine gute Frage. Ich würde sagen: Ja. Viele Menschen sitzen nur noch vor dem flimmernden Bildschirm, wie Atome, und verbinden sich so untereinander, gerade in der Corona-Zeit. Atomisierte Menschen verlieren den Weltbezug. Sie werden apathisch, taub, und sie kümmern sich nicht mehr um das, was sich ausserhalb ihres Fensters abspielt. Sie vernachlässigen Familie und Freunde, Kollegen und Nachbarn – und zuletzt sogar sich selbst. Hannah Arendt beschreibt diese Dynamik sehr eindrücklich.

Sie haben einen Schriftsteller-Satz geprägt, der mich nicht mehr loslässt. Er liest sich wie das Antidot gegen Provokation, Zuspitzung und Radikalisierung. Oh, schön. Welchen denn?

«Geschichten führen uns zusammen. Nicht erzählte Geschichten trennen uns.» Ich will, ich muss zuhören, hinhören, mein Ohr leihen. Nur wenn ich die Sorgen oder Freuden von jemandem verstehe, weil ich seine Geschichte höre, habe ich eine Verbindung zu ihm. Sonst bleibt der Mensch – oder die Gruppe – abstrakt. Dann besteht eine unüberbrückbare Distanz zwischen uns, und ich kann alles Mögliche empfinden, nur fehlt den Gefühlen das Echte, die Erdung: Hass, Wut, wenn ich verteuile, und ja, auch Zuneigung oder Liebe, wenn ich idealisiere.

Aber sind es nicht ebenfalls Geschichten, die Menschen auch trennen?

Nein, niemals. Mythen vielleicht, grosse Erzählungen, Ideologien – aber nicht echte, erzählte Geschichten. Sie haben eine verbindende Kraft, die selbst Zahlen und Statistiken nie haben können. Wenn man die Geschichten von Menschen kennt, kann man sie von ihnen nicht mehr wegdenken. «Die anderen», über die wir herziehen oder die wir idealisieren, verwandeln sich vor unseren Augen in Juden, Armenier, Griechen, Immigranten, mit ihrer persönlichen Geschichte, ihrem Leiden, ihren Träumen, ihren Hoffnungen. Und diese Träume und Hoffnungen sind real, sie widersetzen sich unseren Projektionen.

Was Sie beschreiben, ist der Akt der Humanisierung – der abstrakte Andere wird zum konkreten Menschen. In den sozialen Netzwerken geschieht genau das Gegenteil: Menschen werden dehumanisiert – sprich: diffamiert und pathologisiert – und aus dem demokratischen Diskurs ausgeschlossen. Diese Entmenschlichung kommt mittlerweile von überall, von rechts und links, von Mehrheiten und Minderheiten.

Gewiss, auch hier herrscht Kakophonie. Aber mir geht es nicht um rechts und links. Ich frage mich stattdessen immer: Wer hat die Macht, wer trifft die Entscheidungen?

Ich verstehe, was Sie meinen. Aber wenn nun plötzlich das Stereotyp von «alten weissen Männern» die Runde macht und Menschen aufgrund rassistischer Merkmale angeschwärzt werden, finden Sie das dann in Ordnung?

Nein, natürlich nicht. Aber zugleich gibt es auch in unseren Gesellschaften, die sich den Egalitarismus auf die Fahnen geschrieben haben, eine Menge Ungleichheiten, die wir ansprechen sollten. Wenn nun die meisten Entscheidungen Menschen eines bestimmten Geschlechts in einem bestimmten Alter sind – sollte uns dies dann nicht nachdenklich stimmen?

Vielfach ausgezeichnet

rs. · Elif Shafak, 1971 geboren, ist Schriftstellerin. Sie schreibt auf Türkisch und Englisch und wurde für ihr Werk mit zahlreichen internationalen Preisen ausgezeichnet. Zu ihren bekanntesten Romanen zählen «Unerhörte Stimmen» (2019), «Der Bastard von Istanbul» (2007) und «Spiegel der Stadt» (2000). Eben ist im Verlag Kein & Aber der Band «Hört einander zu!» erschienen, ein Plädoyer für echte Streitkultur und Toleranz.

Ich habe mich nie ums Zentrum gekümmert, sondern um die Ränder, die Randgänger. Sie haben Geschichten zu erzählen, die wir nicht hören, weil wir sie nicht hören wollen.

und Sexismus geben. Fortschritt bedeutet deshalb nicht Fortschritt für alle. Wir müssen ehrlich über Ungleichheiten in unseren Gesellschaften reden – und wenn wir sie zu beseitigen oder wenigstens zu minimieren versuchen, wachsen wir als Gesellschaft. Darf ich Ihnen ein konkretes Beispiel nennen?

Immer. Je konkreter, desto besser.

In patriarchischen Gesellschaften werden die Frauen zum Schweigen gebracht, sie haben keine Stimme. Sie sind folgerichtig unglücklich. Aber auch die Männer sind unglücklich, weil sie ihre Männlichkeit nur auf eine Art und Weise ausleben können, im Machismus. Und was ist mit all den Männern, die dies nicht wollen? Sie werden ebenfalls unterdrückt und müssen sich anpassen. Ich bin eine Feministin, und ich mache mich deshalb auch für die Männer stark. Für jene, die keine Machos sein wollen. Für jene, die aus Arbeiterfamilien stammen. Für jene, die aus schwierigen Familienverhältnissen kommen.

Welchen Geschmack hat das Wort «Freiheit» für Sie?

Es schmeckt gut – irgendwie nach Zimt, warm, intensiv, leicht pfeffrig.

Sie haben die Beschneidung der Meinungsfreiheit am eigenen Leib erfahren. Sie wurden in der Türkei wegen «Verunglimpfung und Beleidigung des Türkentums» angeklagt. Einer Ihrer Romane handelte vom türkischen Völkermord an den Armeniern, und das kam offensichtlich im türkischen Establishment gar nicht gut an.

Die Staatsanwaltschaft hat wegen mehrerer Romane gegen mich ermittelt. Der Vorwurf lautete stets, dass ich über meine Romanfiguren das Land beleidigt hätte. In dieser Hinsicht würde ich das Recht eines Künstlers, die Obrigkeit zu beleidigen, jederzeit verteidigen. Denn wie können Sie sonst Kunst und Literatur hervorbringen, wenn Sie in Ihren Gedanken, in der Schaffung Ihres Werks nicht frei sind?

Und wie stehen Sie zur Meinungsfreiheit in westlichen Demokratien – geht sie zu weit oder zu wenig weit?

Ich liebe die Meinungsfreiheit, aber ich verabsolutiere sie nicht. Es gibt andere Begriffe, die gleichwertig neben ihr stehen: Gleichheit, Gerechtigkeit oder Würde. Freiheit bedeutet nicht, dass alle Arten von Hassrede ohne Grenzen praktiziert werden können.

Soll Dummheit also strafbar sein?

Nein. Aber es gibt eine rote Linie – Anstiftung zur Gewalt. Sie ist endemisch geworden und richtet sich gegen Minderheiten und verletzliche Menschen. Dabei wissen wir, dass die übelsten Verbrechen in der Menschheitsgeschichte so begonnen haben: mit Worten, mit Hassworten, auf die Hasstaten folgten.

Würden Sie sagen, dass Sie als Schriftstellerin eine Mission haben?

Nein, ich habe keine Mission. Ich will weder belehren noch predigen. Denn was weiss ich schon? Eins aber weiss ich ganz gewiss: Es kommt im Leben und im Schreiben auf das Fragen an. Ich schätze und respektiere schwierige Fragen. Meiner Meinung nach besteht die Aufgabe einer Schriftstellerin darin, die richtigen, die unangenehmen Fragen zu stellen.

ANZEIGE

WALDHAUS SILS
A family estate since 1908
★★★★

Das Grandhotel umgeben von einer einzigartigen Bergwelt
Die Wohlfühloase für Sportler und Geniesser

Sommer 2021 · 10. Juni – 24. Oktober
Hotel Waldhaus · 7514 Sils-Maria
T 081 838 51 00 · www.waldhaus-sils.ch

Dennoch ist es doch so: Je egalitärer die Gesellschaft, desto grösser die Empörung über kleinste Unterschiede. Stört Sie das nicht?

Selbst in entwickelten westlichen Demokratien kann es strukturellen Rassismus